

Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★

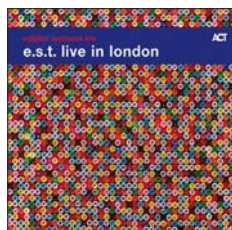
**Dave Holland:** Uncharted Territories; Dave Holland (b), Evan Parker (sax), Craig Taborn (p, electronics), Chess Smith (dr, vibes, tympani); Dare2/H'Art (2 CDs)

Eigener Herd ist Goldes wert. Speziell, wenn es sich um so erlesene musikalische Köstlichkeiten handelt, wie Dave Holland sie auf seinem Dare2Records-Label veröffentlicht. Der britische Bassist, dessen Name als Sideman auf immens wichtigen Platten auftaucht – allein schon seine Präsenz auf legendären Sessions des Trompeters Miles Davis machten ihn schlagartig international bekannt – glänzt auch als Leader mit eigenen Projekten. Dazu zählen seine hervorragenden Solo-, Duo-, Combo- und Big-Band-Einspielungen für das ECM-Label.

Auf der Doppel-CD „Uncharted Territories“ stößt Holland in bester Allianz mit dem Saxophonisten Evan Parker, dem amerikanischen Pianisten Craig Taborn und dessen Landsmann, dem Drummer Ches Smith – der hier auch Vibrafon und Timpani einsetzt – in ungewöhnliche musikalische Regionen vor. Die abenteuerliche Exkursion startet mit „Thought On Earth“. Dessen meditative Stimmung wird durch Parkers lyrisches Tenorsaxspiel, die darunter platzierten Piano- und Vibrafon-Motive und gestrichene Bass-Passagen erzielt. Aber die scheinbare Idylle ist trügerisch. Im weiteren Verlauf kommt es zu energischen Improvisationen, bis sich zum Ausklang wieder die ruhige Stimmung des Themas einstellt.

Die insgesamt 23 Stücke bieten den Musikern vielfache Anreize für avantgardistische Auslegungen. Dafür geben in Titeln wie „Bass-Percussion T2“ oder „Piano-Bass-Percussion T2“ die jeweils angegebenen Besetzungsformen einen Vorgeschmack auf die ereignisreichen Interaktionen. Mit filigraner Soundgebung klingt „Organ – Vibes W1“ wie die Untermalung für einen futuristischen Weltraumfilm. In dem abschließenden „QW1“ entpuppt sich einmal mehr der Ideenreichtum der spontan agierenden Protagonisten. Für Dave Holland sind sie nach eigenem Bekunden aufgrund ihrer stilistisch offenen Auslegungen so etwas wie eine Traumband.

Gerd Filtgen



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★

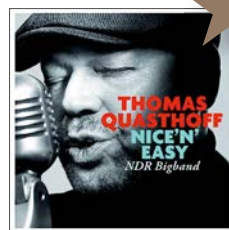
**Esbjörn Svensson Trio:** E.S.T. live in London; Esbjörn Svensson (p), Dan Berglund (b), Magnus Öström (dr); ACT / Edel (2 CDs)

Die Nachricht vom Tauchunfall des schwedischen Pianisten Esbjörn Svensson war ein Schock. Das Unglück geschah am 14. Juni 2008. Anlässlich des zehnten Todestages erscheint jetzt ein bislang unveröffentlichtes Konzert seines Trios: „E.S.T. live in London“, aufgenommen im Frühjahr 2005, dokumentiert einmal mehr die unvergängliche Magie dieser Band.

Damals war das Trio bereits schon mehr als zehn Jahre weltweit auf Achse. Die ständig neuen Eindrücke, das Zusammenleben während der langen Tourneen und die damit verbundenen Lebensumstände hatten Esbjörn Svensson, den Bassisten Dan Berglund und den Drummer Magnus Öström immer stärker zusammengeschweißt. Ihre gemeinschaftlich erarbeiteten Songs waren verlässliche Ausgangsebenen für die arabischen rhythmischen und klangvollen Exkursionen des Leaders, die mit hypnotischen Reprisen in Songs wie „Tide of Trepidation“ und „Eighty-eight Days In My Veins“ eine ungeheure Dichte erzielten. Solche Sounds lockten auch Besucher in E.S.T.-Konzerte, die ansonsten für Jazz wenig übrig hatten.

Die musikalische Identität der Gruppe, die es im Mai 2006 sogar schaffte, als erste europäische Jazzband eine Titelgeschichte im „Down Beat“ zu platzieren, zeigte sich bei ihrem Konzert in London mit den bereits genannten Titeln, die sich auf ihrem einige Monate zuvor erschienenen Album „Viaticum“ finden. Außerdem gibt es eine vergnügliche Version von „When God Created The Coffeebreak“. Das Loblied für das anregende schwarze Gebräu findet sich auf der Platte „Strange Place For Snow“. Sobald sich Svenssons ausufernde Einfälle wie in „The Unstable Table & The Infamous Fable“ zu verlieren drohen, hat sein sicher agierendes Rhythmus-Team kein Problem, ihn mit rockigen Beats und Popeffekten aus schwärmerischen Engpässen herauszulocken. Kurzum, das E.S.T.-Konzert in der britischen Metropole ist eine wunderbare Ergänzung zu dem ein Jahr später absolvierten brillanten Auftritt des Trios „Live In Hamburg“.

Gerd Filtgen



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Thomas Quasthoff:** Nice 'n' easy; Chasténier (p), Ilg (b), Haffner (dr), Brönnner (tp), NDR Bigband, Keller (2018); OKeh/Sony

„Nice 'n' easy“ – wenn das so einfach wäre. Das neue Album von Thomas Quasthoff und seinen exquisiten Partnern lehrt, wie viel Können das leicht Klingende erfordert.

Relaxte Arrangements, schleichende Begleitmuster, sich sanft reibende Stimmverläufe, dezent groovende Rhythmen: Die NDR Bigband beherrscht die Zwischentöne, die Jörg Achim Keller in die Standards arrangiert hat. Hier gibt es keine vollen Breitseiten, sondern viel Raum für persönliche Noten: etwa für das wunderbar beseelte Solo von Till Brönner in „Body And Soul“. Oder für das tränenumströmte Gejammer des imaginierten Gegenüber im Posaunensolo von Dan Gottshall in „Cry Me A River“. Das ist musikalischer Humor vom Feinsten. Im Gegensatz dazu wirkt die ruhig erzählende Singstimme umso stärker.

Fast auf dem ganzen Album lässt Quasthoff seine immer noch unvergleichliche Stimme in tiefsten Tiefen entspannen. Auch wo er in seinem fetten Sound badet, bleibt das instrumental gedacht bzw. konsequent im Duktus der Songs. Die Stimme swingt sich in die subkutanen Sphären der Musik ein. Höchste Stimmkontrolle für größte Natürlichkeit. Ein „But Not For Me“ gewinnt so eine ganz andere Art der Melancholie, frei von falscher Emotion.

Die Arrangements, etwa das streicherselige „Some Enchanted Evening“, sind mitunter Ohrenschmeichelei, bleiben dabei aber differenziert, garniert durch die harmonisch komplexen und zugleich sich ganz dem Kontext unterordnenden Einwüfe vom exzellenten Pianisten Frank Chastenier.

Dass sich Drummer Wolfgang Haffner mit sanft schaukelnden Rhythmen und Dieter Ilg mit seinem jede verzipfte Gewohnheit vermeidenden Bassspiel in diesem Umfeld wunderbar einfinden, versteht sich. Es mag sein, dass sich für manche abstammungsreine Jazzer Thomas Quasthoff durch seinen früher ausgeübten Hauptberuf nach wie vor verdächtig macht. Aber keine Sorge: Hörgewohnheiten sind entwickungsfähig.

Johannes Schmitz



Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★★

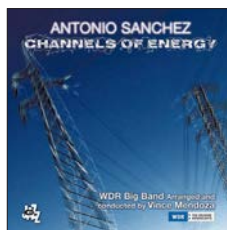
**Stéphan Oliva:** Cinéma Invisible; Stéphan Oliva (p); Illusions ([www.illusionsmusic.fr](http://www.illusionsmusic.fr))

Mit Lennie Tristano und Bernard Herrmanns, der für Hitchcock-Filme komponierte, kennt er sich bestens aus. Stéphan Oliva griff auch schon wie die alten Stummfilm-Pianisten in die Tasten, etwa in seiner Musik zu „Freaks“. Mit dem Paul-Auster-Projekt „Coincidences“ schuf er eine Klavier-Suite zu einem Schriftstellerfilm, den es gar nicht gibt. Und für das Album „Vaguement Godard“ reduzierte er die Orchestermusik Antoine Duhamels auf ein „Mini-Orchester“ der Marke Steinway D.

Bei „Cinéma Invisible“ hieß es die Augen verbinden, in „a situation without paper“ (P. Bley), also keine Themen, Songs, Melodien – nichts Vorgeplantes. Es entstanden daraus Fragmente einer Liebeserklärung an Musik im Film. Fünf Stunden lang improvisierte Oliva am Flügel in Pernes-les-Fontaines, hinter der Scheibe saßen Toningenieur Gérard de Haro und (Co-)Produzent Stéphane Ouskeritzian, dem Seelenroulette lauschend. Aus dem Material editierte Letzterer das Album „Cinéma Invisible“. Ouskeritzian steht mit dem Zusatz „Montage“ ebenso groß auf dem Cover wie der Name Olivas.

Die „Titelmelodie auf rotem Grund“ beginnt mit einer Rückblende: einem „zurückgeholten“ Klang, sich auffasernd in hohe spitze Töne. Was dann zweimal als „Musique de Film“ ertönt, ist der Geisterwelt des Kinos seelenverwandt. Im Grunde ein einziges Crescendo aus über 20 betörenden Miniaturen, die kürzeste 30 Sekunden und die beiden längsten fünf bis sechs Minuten lang, gelegentlich unterbrochen von einer paar Fender Rhodes-Akkorden. Fast alle Titel sind der Filmtechnik entlehnt: „travelling“, „split screen“, „ralenti“, „hors-champ“ usw... Mit Stéphan Oliva wird der Flügel zur Kamera fürs Ohrenkino. Der Linse entgeht nichts, was die schöne und grausame Welt ihr zeigt. Blitzschnell weiß Oliva dieses „wenige noch“ wie den flüchtigen Blick im Film zu eternalisieren. Hinweis: Die CD erscheint in limitierter Auflage von 1000 Stück.

Karl Lippegaus



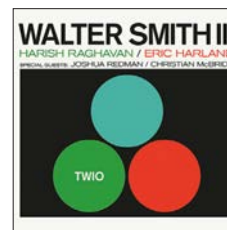
Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Antonio Sanchez | WDR Big Band:** Channels of Energy; Antonio Sanchez (dr), Vince Mendoza (arr, cond), WDR Big Band Cam Jazz / HM (2 CDs)

Ein halbes Jahr nach dem Vorgängeralbum „Bad Hombre“ kommt Antonio Sanchez mit dem nächsten Streich. Zwischen den Aufnahmen lagen gerade mal zwei Monate, zwischen den Konzepten scheinen Welten zu liegen. „Bad Hombre“, wo der aus Mexiko stammende, aber längst in New York lebende Drummer seinem Zorn über Trumps Einwanderungspolitik Luft machte, produzierte er im Heimstudio als zehnteiliges Werk für Schlagzeug solo und elektronische Sounds. Umso größer der Rahmen, in dem er sich jetzt präsentiert. „Ich habe schon immer gern in wechselndem Kontext und mit unterschiedlichen Instrumentierungen gespielt“, sagt er und denkt dabei nicht nur an seine Arbeit bei Größen wie Pat Metheny, Michael Brecker, Chick Corea oder Gary Burton, sondern ebenso an die hochkarätigen Line-ups seiner eigenen Band Migration. „Das Einzige, was ich nicht so oft realisieren konnte, wie ich gern gewollt hätte, war, in einer Big Band zu spielen.“ Bei der WDR Big Band bekam er jetzt Gelegenheit dazu.

Sanchez als Solist und Komponist, die Kölner als Klangkörper, Gastdirigent Vince Mendoza als Arrangeur – jeder für sich Weltklasse, jeder mehrfach Grammy-gepriesen –, das ergibt ein Stelldichein der Superlative. Sanchez bringt lauter Stücke mit, die er in kleinerem Format schon auf den Alben „New Life“, „Three Times Three“ und „The Meridian Suite“ vorstellte. Unter Mendozas Händen aber erklingen sie neu und erstrahlen in zuvor ungehörten Farben. Gestaffelte Bläasersätze in fein abgestuften Valeurs dienen nicht nur als Plattform für Solisten wie Karolina Strassmayer (Altsaxofon), Paul Heller (Tenorsaxofon), Shannon Barnett (Posaune) oder Paul Shigihara (Gitarre), sie geben der Musik Tiefe, Transparenz und orchestrale Glanz. Und hegen Sanchez' Soloeinlagen ein, auf dass einer der angesagtesten Drummer von heute nicht den bemerkenswerten Komponisten Sanchez an die Wand spiele.

Berthold Klostermann



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Walter Smith III:** Twio; Walter Smith III (ts), Harish Raghavan (b), Eric Harland (dr), Christian McBride (b), Joshua Redman (ts) Whirlwind Recordings / Indigo

Mitunter macht es Sinn, sich an das Debüt eines Künstlers zu erinnern. Zumal, wenn sich wie bei dem Saxofonisten Walter Smith III an der kreativen Konzeption seiner Spielauffassung nichts verändert hat. Bereits im Jahr 2006 überzeugte er mit „Casually Introducing“, das bei dem spanischen Fresh Sound New Talent-Label erschien. Seine damaligen Bandkollegen, der Trompeter Ambrose Akinmusiré, der Pianist Robert Glasper und der Gitarrist Lionel Louke sind bei uns mittlerweile sicherlich bekannter als Smith III.

Vielleicht ändert sich das jetzt mit „Twio“. Es ist das fünfte Leader-Album des Saxofonisten, und es hat eine Menge zu bieten. Wie Smith III im transparenten Trio-Kontext die Stücke prominenter Jazzmusiker wie „Ask Me Now“ von dem Pianisten Thelonious Monk, „Social Call“ aus der Feder des Saxofonisten Gigi Gryce und „Adam's Apple“ von Wayne Shorter in seine Klangwelt überführt, ist jedes Mal faszinierend. Obgleich der auf die 40 Jahre zugehende Smith III aus Houston stammt, hat er wenig mit der Traditionslinie der „Texas Tenors“ im Sinn (diese Spielweise zeichnete sich durch einen wuchtigen, erdigen Sound mit starkem Bluesbezug aus). Walter Smith III verfügt hingegen über einen unverkennbar geschmeidigen Ton, der dennoch im Blues geerdet ist. Die in seine Improvisationen einfließenden Bögen behalten stets ihre schwingende Noblesse.

Das wird besonders deutlich in den fabelhaften Tenorsax-Duett-Aufnahmen mit dem als Gaststar mitwirkenden Joshua Redman. Die Version von Ferde Grofés „On The Trail“ aus dessen „Grand Canyon Suite“ begeistert ebenso wie das zunächst unisono interpretierte „Contrafact“. In dem vom Bop infizierten Original des Leaders taucht im weiteren Verlauf die oft im Cool Jazz verwandte Kompositionsart des Kontrapunkts auf, bei der die Saxofonisten zu den melodischen Tonfolgen des Themas eine Gegenstimme kreieren. Ein Volltreffer!

Gerd Filtgen



Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★★

**Kristjan Randalu:** Absence; Kristjan Randalu (p), Ben Monder (g), Markku Ounaskari (dr); ECM / Universal

Randale – man verzeihe den Kalauer – ist Randalus Sache nicht. Er kommt auf leisen Sohlen, nach innen gekehrt, spielt mit Pausen, stillen Momenten und lässt sich Zeit, dem Ton nachzuspüren. In Estland geboren, in Karlsruhe aufgewachsen, absolvierte der Sohn eines Pianistenpaares eine klassische Klavierausbildung, bevor er bei Jazz-Koryphäen wie John Taylor oder Django Bates studierte. Sein differenzierter Anschlag, seine superbe Technik und die subtilen Strukturen seiner Stücke verraten noch den klassischen Background. Herbie Hancock nannte Kristjan Randalu einen „blendenden Pianisten“, als er ihn beim Monk-Klavierwettbewerb hörte. Freilich kann der Este den Hörer auch ganz schön strapazieren. Auf früheren Alben wirkte sein introvertierter Gestus zuweilen eher betulich als beschaulich, und wer ihn bei YouTube auf grüner Wiese vor grauem Fels Klavier spielen sieht, derweil eine Seilbahn vorübergondelt und ein Drachenflieger schwebt, zweifelt nicht: Der Mann schreckt vor Kitsch keineswegs zurück.

ECM-Chef Manfred Eicher wurde durch das strenger angelegte Duoalbum „Equilibrium“ mit Gitarrist und Klangmaler Ben Monder auf den Pianisten aufmerksam – und lässt jetzt bei dessen Labeldebüt Kitschverdacht gar nicht erst aufkommen. Er gab Randalu und Monder den finnischen Drummer Markku Ounaskari zur Seite und formierte so ein bassloses Trio, das seinesgleichen sucht. Randalu spielt Einzeltöne und Akkorde schwer wie Tropfen, Arpeggien flirrend wie Sprühregen, Motivketten, die sich zu Melodien und delikaten Strukturen fügen. Monder entlockt seiner Gitarre Klangschichten, Linien, Schwebeklänge, die Ounaskari mit feiner Fell-/Beckenarbeit umspielt. Dass nicht nur ein begnadeter Pianist, sondern gerade auch ein erfahrener Producer Musik erst zu dem macht, was sie sein kann, hier kann man es erleben.

*Berthold Klostermann*



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★

**Web Web:** Oracle; Roberto Di Gioia (p, keyb, synth), Tony Lakatos (ts, ss), Christian von Kaphengst (b), Peter Gall (dr); Compost Records; CD/LP

Für lange Zeit hatte sich der Pianist Roberto Di Gioia von der Jazzbühne verabschiedet, verdiente als Pop-Produzent Geld und Anerkennung. Gemeinhin ist ein Musiker dann für die Jazzpuristen gestorben. Die Erinnerung an sein Wirken mit Klaus Doldingers Passport und auf zwei Till-Brönnner-Alben schien zu verblassen. Nun meldet sich der in München lebende gebürtige Italiener fulminant zurück. In seinem neuen, exzellent besetzten Quartett erinnert er daran, dass der Jazz der 60er- und frühen 70er-Jahre längst nicht tot ist, sondern noch immer mit Leidenschaft am Leben erhalten und weiterentwickelt werden kann.

Di Gioia kokettiert damit, man wolle einfach nur den Spaß der frühen 70er zelebrieren, dabei reicht der spirituelle Groove der Gruppe bis zum mittleren John Coltrane zurück. Dies wird besonders deutlich, wenn man die Band derzeit live erleben kann. Der Tenor- und Sopransaxofonist der HR-Bigband, Tony Lakatos, zitiert den Gottvater der modalen Saxofon-Predigt ebenso ungeniert wie großartig, dass einem Schauer den Rücken hinunterlaufen. Die Rhythmusgruppe mit Christian von Kaphengst am Bass und Peter Gall am Schlagzeug erzeugt mit treibendem, intensivem Puls spirituelle Trance hoher Intensität.

Di Gioia schüttelt atmosphärische Soundminiaturen aus Synthesizer und Fender Rhodes jenseits aller Klischees,

bevor er sich dem Flügel widmet, und an McCoy Tyner in seinen besten Jahren erinnert. Die spielerische Bandbreite ist frapierend. Dabei drängt sich der durchaus mit Showtalenten gesegnete Bandleader nie in den Vordergrund, lässt seine Mitstreiter glänzen. Dies wird auch auf dem im letzten Herbst eingespielten ersten Album von „Web Web“ deutlich. Der Sound ist noch nicht so spirituell, und es herrscht noch die Grundstimmung, „schau’n wir mal, was geht“. Es sind Fragmente eines Puzzles, Reminiszenz an eine Zeit, in der der Jazz tatsächlich noch ein junges Publikum erreichte. Insofern ist der Titel des Albums „Oracle“ auch ein Versprechen, die ritualisierte Suche nach der Zukunft des Jazz. Ohne dessen Quellcode an hippen Bombast zu verkaufen, wie er derzeit von der US-amerikanischen Westküste herüberschwappt. Wir dürfen gespannt sein auf das für nächsten Herbst angekündigte zweite Album von „Web Web“. Zwischenzeitlich sollte man sich von der Spielfreude bei einem der angekündigten Live-Konzerte packen lassen.

*Reiner H. Nitschke*

#### Termine

2. Juni Hamburg, Schiffbauhalle
3. Oktober Budapest, tba
5. Oktober Neuburg, Birdland
6. Oktober Minden, Jazzclub
7. Oktober Karlsruhe, Tollhaus



Roberto Di Gioia, Tony Lakatos, Christian von Kaphengst und Peter Gall (v.l.) im Berliner A-Trane

Foto: Reiner H. Nitschke





Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Máttyás Szandai, Mathias Lévy, Miklós Lukács:** Bartók Impressions; Máttyás Szandai (b), Mathias Lévy (viol), Miklós Lukács (cimbalom); BMC

Ein Spiel mit starken Kontrasten, derb der Charme und abhärtend die Kratzbürstigkeit. In Ungarn läge noch nicht die ganze Kultur am Boden, war neulich zu lesen, die Jazzer hätten wenig zu befürchten, es gebe ja keine Texte. Nach „Cimbalom Unlimited“ mit Lukács/Grenadier/Harland hat der unerschütterlich in Budapest ausharrende Zymbalist seiner Kunst, auch der des Plattenmachens, schon wieder eine neue, ganz anders geartete Platte folgen lassen. Lukács und sein Cimbalom sind leider viel zu selten außerhalb Ungarns und noch weniger im Jazz zu hören, obwohl ihn Peter Eötvös und Charles Lloyd sehr schätzen. Von der Leichtfüßigkeit einer Katze bis zum Zerknallen von Kristallglas reicht das Klangspektrum, das Lukács dem Instrument nie als bloßen Effekt entlockt. Mathias Lévy hat bei Didier Lockwood studiert, entgeht aber der Versuchung, Bartók irgendwie zum Swing zu bringen. Harfenartige Zimbelöne inspirieren Lévy zu waghalsigem Flageolettspiel, wozu Szandais hölzern-trockener Kontrabass nicht besser passen könnte. Dass einer der gefragtesten Bassisten der Budapester Jazzszene mittlerweile in Paris lebt, sagt auch etwas über die schwierige Situation, mit dieser sich jeder Kategorisierung entziehenden Jazzmusik zu überleben.

Lévys dicht am Steg gespielte Linien sind manchmal wie ein Aufschrei, ob aus Freud oder Leid. Kurz, diese „Bartók-Impressionen“ haben etwas Schlichtes, Holzschnittartiges, Robustes. Sie folgen den Blutlinien dieser Musik, wie sie aus den Transkriptionen der Bauernmusik am Beginn des 20. Jahrhunderts entstand, als auch Jazz und Tango erwachten. Eine Klimax seines Könnens erreicht das neue Lukács-Trio in „Improvisation on Romanian Folk Dances No. 4“, einer Hymne auf die schwer zu findende, wilde Schönheit. Wie wär's mit Eleanora Tomlinson aus der Fernsehserie „Poldark“ für ein Video, Demelza windumtost an der Donau?

Karl Lippegaus



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

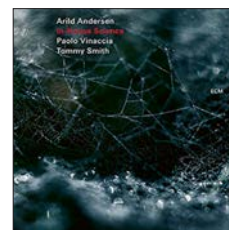
**Pablo Held Trio:** Investigations; Pablo Held (p), Robert Landfermann (b), Jonas Burgwinkel (dr); Edition / Membran

Über den im Winter 2016 verkündeten Produktionsstopp des Münchener Labels Pirouet Records werden Freunde anspruchsvoller Klangkultur wohl noch länger jammern. Dass sich Ralph Bürklin seither immerhin dazu durchgerungen hat, wenigstens noch die Archivbestände zu veröffentlichen, ist da nur ein temporärer Trost. Folglich verwundert es nicht, dass nun das zehnte Album seines heimischen Star-Teams, dem seit zwölf Jahren aktiven Pablo Held Trio, bei einer anderen Plattenfirma erscheint. Und zwar in England bei Edition Records von Dave Stapleton.

Einziger Wermutstropfen, dass man bei „Investigations“ erstmals auf das exzellente Cover-Design von Konstantin Kern verzichten muss. Nicht aber auf grandiose Klangbilder eines derart perfekt interagierenden Trios, dass der Vergleich mit jenem von Keith Jarrett zunehmend legitimer erscheint. Wobei der 31-jährige Pablo Held ein sensibler Erkunder und Ausdeuter eigener Erlebniswelten ist, die er mit feinem Gespür für pianistische Nuancen farbenreich zum Klingen bringt. Hinreißend, wie sich da duftig getupfte Melodien mit Robert Landfermanns wonnig-warmen Bass-Lines verweben, wozu Jonas Burgwinkel zärtlich sein Schlagzeug streichelt, um mit dem Piano gleich darauf Fahrt aufzunehmen und raffiniert akzentuierte Haken zu schlagen. Jede der acht meist familiär inspirierten Held(ischen) Kompositionen verblüfft durch ihre reife Kultiviertheit, die in fabelhaft vertrauten Zwiesgesprächen der drei Kölner eine luzide Strahlkraft entfaltet und dabei ganz ohne Tastendonner auskommt.

Der gelassen atmende Wohlklang ist schwelgerisch in schöner Intensität, beseelt von delikaten dynamischen Intimitäten und atemberaubend eigenständig selbst da, wo man Spuren von John Taylor spürt. Dass Hubert Nuss am Keyboard diskret das Kit Downes gewidmete „Haiku Kit“ veredelt, rundet dieses sensationelle Album stimmig ab.

Sven Thielmann



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Arild Andersen:** In-House Science; Arild Andersen (b), Paolo Vinaccia (dr), Tommy Smith (ts); ECM / Universal

Mit dunklem, voluminösem Sound und einer Spieltechnik, in der die Schönheit melodischer Abläufe triumphiert, ist Arild Andersen einer der prominentesten europäischen Bassisten. Seit rund einem halben Jahrhundert wirkt der norwegische Musiker sowohl als Sideman als auch Leader bei wichtigen ECM-Aufnahmen mit. Auch seine Triopartner haben bei dem Label markante Spuren hinterlassen. Bereits in den 1980er-Jahren fiel das aparte Tenorsaxspiel des schottischen Musikers Tommy Smith auf „Whiz Kids“ (ECM) auf, einer Platte des Vibrafonisten Gary Burton. Und der italienische Drummer und Perkussionist Paolo Vinaccia – er lebt seit 1979 in Norwegen – spielte mit vielen skandinavischen Künstlern, unter ihnen der Gitarrist Terje Rypdal.

„In-House Science“ wurde „live“ in der PKS Villa Rothstein, Bad Ischl aufgezeichnet und ergänzt auf packende Art und Weise das bereits vor eine Dekade eingespielte Konzert in Oslo „Live At Belleville“. Mittlerweile hat sich die musikalische Qualität des Trios weiter verfeinert. Zweifelsohne sind hier musikalische Seelenverwandte am Werk. Von ihnen hat jeder die Fähigkeit, als Solist ebenso wie mit rhythmischen Aktionen (wie in dem balladenhaften Opener „Mira“) mit vielen Wendungen die Abläufe zu bereichern.

In Andersens Musik vernetzen sich folkloristische Motive mit Jazz und Avantgarde zu einem einheitlichen Ganzen. In schnellen Stücken wie „Venice“ und „In-House“, in denen Tommy Smith mit extrovertierten Saxofon-Chorussen das Trio unter Hochspannung setzt, haben Andersens Bassläufe und Vinaccias bombastfreie Beats weitere Überraschungen zu bieten. Mit raffinierten Übergängen reagieren sie auf das Powerplay des Saxofonisten und glänzen ihrerseits mit ähnlich ereignisreichen Soli. Unvorhersehbare Motive erinnern an farbenprächtige Muster, die sich beim Schütteln eines Kaleidoskops bilden.

Gerd Filtgen



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★

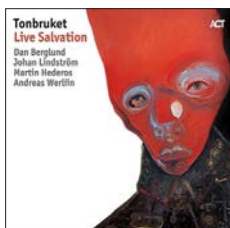
**Regina Litvinova:** Shapes of 4; R. Litvinova (p), C. Benjamin (ss, vocoder), J.-F. Michel (as), Y. Torchinsky (b), C. Scheuber (dr), D. Nelson (mrdangam); JazzSick / Membran

Klassisches Klavierstudium bester Moskauer Schule, später Jazzpiano bei Richie Beirach – Regina Litvinovas Referenzen können sich sehen lassen. „Sie gehörte zu meinen besten Master-Studenten“, schrieb Beirach der russischen Pianistin ins Beiheft eines Albums, auf dem sie sich lauter Stücke von ihm vornahm. So angetan war er von seiner Schülerin, dass er sie als Keyboarderin in sein New Trio holte (siehe FF 06/17). Jetzt revanchiert sie sich musikalisch: Ist Beirach doch einer von vier Musikern und Komponisten, denen die Russin die Jazzsuite „Shapes Of 4“ widmet: je eine ausgedehnte „Shape“ für ihren Drummer Christian Scheuber, den Komponisten Charles Ives, den Saxofonisten Chris Potter und eben Richie Beirach.

Für die Aufnahmen stellte Litvinova ein Sextett zusammen, dem außer ihrem langjährigen Partner Scheuber und dem französischen Bassisten Yves Torchinsky zwei Saxofonisten sowie David Nelson angehören, Experte für südindische Trommelrhythmen. Letzterer hat mit Scheuber ein langes Drum-Feature am Ende des Albums, dessen Sinn sich aber erst durch die Liner Notes erschließt: Eigentlich bildet es den Schluss zum rhythmisch vertrackten „Shape 1“ und erkundet ein kompliziertes 7/4-Metrum aus Karnataka; aus dramaturgischen Gründen wurde es abgetrennt und als Track 5 ganz nach hinten gestellt – völlig plausibel.

Beirach ist ein harmonisch komplexer Jazz-Waltz gewidmet, Ives eine Ballade voller Finessen und Potter ein knackiges Thema mit funky Groove. Die lang ausgespielten Stücke geben allen Beteiligten Raum, die Komponistin punktet am Klavier mit kraftvoller Hand und pointiertem Anschlag. Besondere Akzente setzt der R&B- und Hip-Hop-versierte Casey Benjamin (u a. bekannt von Robert Glasper), wenn er vom Sopransax zum Vocoder wechselt. Denn der ist in seinen Händen kein Effektgerät, sondern ein echtes Instrument.

*Berthold Klostermann*



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★

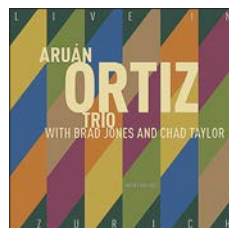
**Tonbruket:** Live Salvation; Dan Berglund (b), Johan Lindström (g, pedal steel), Martin Hederos (p, synth, viol), Andreas Werliin (dr); ACT / Edel

Nach knapp einer Dekade gemeinsamen Schuftens in der „Klangfabrik“ (Bandname auf Deutsch) und vier recht unterschiedlich aufgenommenen (sic!) Studio-Alben gibt es nun mit „Live Salvation“ die längst überfällige Konzertdokumentation der mitreißenden Klangpracht von Tonbruket.

Mit Jazz konventioneller Bauart, selbst elektrisch aufgebretzeltem, hat der kollektive Irrwitz um Bandgründer Dan Berglund, der zuvor am Bass dem Trio E.S.T. zu Weltgeltung verhalf, allerdings höchstens in Spurenelementen zu tun. Die freilich haben es in sich, wie sich schon nach wenigen Takten beim Opener „The Missing“ zeigt. Klassisch ProgRock-mäßig wallen zunächst Martin Hederos' Synthi-Sounds in flirrender Flächigkeit über Andreas Werliins knackigen Drum-Licks. Da schwebt plötzlich ein zartes Motiv von Komeda quer durchs quirlige Geschehen, das danach mächtig Tempo aufnimmt, von Gitarrist Johan Lindström elektrisch aufgeladen und innerhalb von zehn Minuten mit so ziemlich allem, was die Keyboard-Wagenburg so hergab, hypnotisch überglänzt wird. Eine fabelhafte Zeitreise zurück in jene Tage, als Pink Floyd psychedelisch Pompeji beschallte. Wobei Tonbruket unterwegs jedoch feine Haken schlägt und gewitzt mit schillernden Klangfarben jongliert, was zusammen mit rhythmisch raffinierten Breaks, die Dan Berglund am pulsenden Tieftöner ebenso dezent wie effizient illustriert, eine unglaublich faszinierende Melange ergibt.

Gelegenheit zum Atemholen findet sich erst zur Halbzeit, wo Martin Hederos mit perlenden Piano-Lines bei „Gripe“ Druck aus dem Kessel nimmt. Was nicht lange vorhält, weil Johan Lindström zügig mit vibrierenden Guitar-Sounds wieder für soghafte Opulenz sorgt, die sich bis zum finalen „Vinegar Heart“ immer weiter steigert. Doch zuvor tänzelt mit „Polka Oblivion“ noch die Zugabe aus dem Stuttgarter Bix Jazzclub, wo dieses intensive Klangabenteuer am 16. November 2016 von Åke Linton astrein aufgenommen wurde.

*Sven Thielmann*



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★

**Aruán Ortiz Trio:** Live In Zürich; Aruán Ortiz (p), Brad Jones (b), Chad Taylor (dr) Intakt Records / HM

Rund eine Woche vor der Aufnahme von Aruán Ortiz' Soloplatte „Cubanismo“ (Fono Forum 9/17) Anfang Dezember 2016 trat der kubanische Pianist mit seinem Trio beim unerhört!-Festival „Live In Zurich“ Rote Fabrik auf. Die unerschöpfliche Erfindungsgabe, mit der Ortiz mit dem Bassisten Brad Jones und dem Drummer Chad Taylor kommuniziert, ist schlichtweg umwerfend. Das schließt die im Part 1 enthaltenen Kompositionen des Pianisten „Analytical Symmetry“ und „Fractal Sketches“ ebenso ein wie die im Part 2 folgende „Bass Improvisation“, eine spannende Interpretation von Frédéric Chopins „Etude # 6 op 10“, der sich zwei Themen von Ornette Coleman anschließen.

Schon der Einstieg Part 1 stimmt auf ein außergewöhnliches Ereignis ein. Dafür sorgen die exotischen Melodien, die der Drummer einer Mbira entlockt, einem ostafrikanischen Musikinstrument. Es besteht aus einem mit Metallzungen versehenen Resonanzkörper, die gezupft werden. In der afrikanischen Mythologie soll der damit kreierte Sound einen Übergang zwischen der irdischen Welt und höheren Mächten ermöglichen. Ortiz ist mit der afro-kubanischen Tradition vertraut, und seine zu den Mbira-Melodien auf dem präparierten Klavier kreierte perkussiven Ergänzungen und Jones' Bassparts haben eine rituelle Ausstrahlung.

Ein längeres Bass-Intro leitet zum Part 2 dieses außergewöhnlichen Konzerts über. Wie sich Ortiz mit der von ihm neu arrangierten Chopin-Etüde auseinandersetzt, wobei er sich auf scheinbar unauflöslische, nur um Nuancen veränderte donnernde Motivreihungen einlässt, bis er als Abschluss das schon erwähnte Coleman Thema zitiert, ist atemberaubend. Spätestens bei der außergewöhnlichen Version des Standards „Alone Together“ dürften selbst Skeptiker davon überzeugt sein, dass hier ein Künstler am Werk ist, der die Improvisationskunst neu definiert.

*Gerd Filtgen*



Musik  
★★★★☆  
Klang  
★★★★★

**Michael Sagmeister:** Power of Resistance; Michael Sagmeister (g), Michael Küttner (dr, perc), Thomas Heidepriem (b); Acoustic Music / Rough Trade

Anfang der 1980er-Jahre galt Michael Sagmeister als deutsches Gitarren-Wunderkind. Es folgte ein Schwung feiner Jazz-rock-Scheiben, die sich bis heute hören lassen können. Doch Mitte der 1990er verglühte sein Stern. Was wohl auch daran lag, dass der Frankfurter in jenen Jahren dem Nachwuchs am renommierten Berklee College of Music in Boston als erster Deutscher überhaupt die, ähem, Flötentöne beibrachte und folglich nur selten in Europa zu erleben war. 1999 wurde er dann in seiner Heimatstadt zum ordentlichen Professor an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst ernannt – weiland noch ein Adelsschlag für einen Jazzer. Seither hat sich der bald 59-jährige zu einem der weltweit gefragtesten Vermittler des „Gitarrenunwesens“, wie er es gerne nennt, entwickelt. Dass die Zahl seiner Platten mit dem Erfolg als Pädagoge und Buchautor – „Sagmeisters Jazzgitarre“ gilt längst als Standardwerk – nicht Schritt hielt, ist angesichts seiner stupenden Saitenkünste schade.

Umso erfreulicher, dass es zur Feier seines 40-jährigen Bühnenjubiläums mit „Power of Resistance“ nun endlich wieder Neues von Michael Sagmeister gibt. Und zwar elf Originals, denen sein langjähriger Drummer Michael Küttner, der mit „Para Nana“ ein feines Afrika-seliges Solo einschiebt, und der gerade erst von der hr-Bigband in den Ruhestand verabschiedete Bassist Thomas Heidepriem elegant groovende Fundamente geben. Darüber fliegen in bester Neo-Bop-Tradition makellose, lustvoll improvisatorisch umkreiste Themen, die der von Wes Montgomery beeinflusste Gitarrist zumeist mit klassischem Semi-Acoustic-Sound hinreißend singen lässt. Nur bei „Round Midnight“ und „Nature Boy“ tritt er galant hinter Antonella Dorio zurück, deren Stimme er freilich delikat umtändelt. Nach 15 Tracks samt schöner Nylon-String-Intermezzi konstatiert man beglückt: ein prächtiges *Pièce de résistance*.

Sven Thielmann



Musik  
★★★★☆  
Klang  
★★★★★

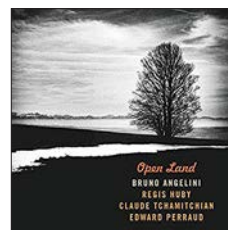
**Jan Prax:** Ascending; Jan Prax (ss, as), Martin Sörös (p, fender-rhodes), Tilman Oberbeck (b), Michael Mischl (dr), Bodek Janke (tabla, perc), Soweto Kinch (as, rap) Challenge Records / in-akustik

Wenn es um neue Kompositionen geht, setzen sich viele Bläser lieber ans Piano und suchen von dort aus nach geeigneten Melodien. Für diese Arbeitstechnik hätte Jan Prax eine besonders gute Ausgangsposition. Bevor der 1992 in Karlsruhe Geborene seine Leidenschaft für das Saxofonspiel entdeckte, wurde er als Klassikpianist mehrfach ausgezeichnet. Nach dem äußerst positiv aufgenommenen Vorgänger „Keepin’ A Style Alive“ (ACT) legt der Alt- und Sopransaxofonist jetzt mit „Ascending“ ein weiteres interessantes Album vor. Dabei bleibt der Leader seinem Anspruch treu, in seiner Konzeption Rhythm’n’Blues, Modern Jazz, Avantgarde und Hip-Hop zu bündeln.

Hier wird der Einfluss, den John Coltrane auf Prax’ Phrasierung ausübte – er ehrt den Jazz-Giganten speziell in „Catching Trane“ – bereits im Opener „It’s Time For 6!“ deutlich. Auch da wird die Nähe zum berühmten Quartett des Saxofonisten angedeutet, das Anfang der 1960er-Jahre mit dem Atlantic-Album „My Favorite Things“ die absolute Führungsrolle im Modern Jazz einnahm. Dazu passt auch, wie Martin Sörös mit wuchtigem Akkordspiel an den Pianisten McCoy Tyner erinnert und Prax’ Rhythmus-Team den Groove des Coltrane-Quartetts nachvollzieht. In dem hymnischen, mit Tabla-Rhythmen untermalten „Ascending“ steigert sich der Saxofonist in expressive Choruse, deren Dynamik sich auf die Band überträgt.

Außer einem Bezug zur Astrologie, den der Leader mit diesem Titel verbindet, bedeutet er für ihn „eine sich entwickelnde Improvisation, befeuert von der Leidenschaft und getrieben vom Kollektiv, eine Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten, ohne die Wurzeln zu vergessen.“ Fast alle Stücke wurden von Prax komponiert, darunter finden sich stimmige Balladen wie „Nowhere To Go“ und schnelle Stücke wie „Money Mike“. Alles in allem ein durchweg gelungenes Retro-Album.

Gerd Filtgen



Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Bruno Angelini:** Open Land; Bruno Angelini (p), Régis Huby (viol, electronics u. a.), Claude Tchamitchian (b), Edward Perraud (dr, perc); La Buissonne / harmonia mundi

Erst mit Anfang 20 machte er sich auf den Weg der Jazzmusiker-Existenz. Noch heute, sagt Bruno Angelini, könne er’s manchmal kaum fassen, kein Ingenieur geworden zu sein. „Welch ein Glück.“ In Marseille war die Liebe zum Klavierspiel entflammt, dann Unterricht bei einem Sepharden aus Marokko, der ihm klarmachte: „Spiel’ keinen Ton, den du nicht wirklich fühlst.“ Außerhalb Frankreichs ist dieser Pianist kaum bekannt, der 2006 mit „Never Alone“ für das Sketch-Label einen Geheimtipp schuf, eine fantastische Solopiano-Platte. Der folgt jetzt in sagen wir Cinémascope: „Open Land“, engineered & produced by Gérard de Haro.

Wie eine weite stille Landschaft entrollt sich das gesamte Klangpanorama. In „Tree Song (for John Taylor)“, dem britischen Pianisten (und Weggefährten Kenny Wheelers) gewidmet, der in einem Dorf an der Loire während eines Konzertes sein Leben ließ. Angelini spielte selbst mit Wheeler und lobt „seine Melodien und ausgefallene Harmonik“.

Nur ein Konzert gab’s vor der Aufnahme. Ein Jazzclub auf einem Hausboot an der Seine hatte Angelini carte blanche gegeben. Plötzlich hatte er das Gefühl, hier spiele „eine neue Gruppe meine Stücke so, wie ich sie innerlich höre“. Ihr erstes Album wurde „Instant Sharings“ (La Buissonne, 2015) mit Themen von Paul Motian, Steve Swallow und Wayne Shorter, während „Open Land“ speziell für dieses Quartett geschriebene Stücke Angelinis enthält. Seltenes Erlebnis, dass ein gestrichener Kontrabass unisono mit Tenorvioline den Melodiepart übernimmt. Die Soli von Tchamitchian, Huby und Angelini sind integriert in den wogenden Gruppensound: Die Passung stimmt einfach, was auch selten ist. Jetzt wäre es eigentlich mal Zeit für einige Deutschland-Konzerte.

Karl Lippegaus





Musik  
★★★★★  
Klang  
★★★★★

**Dorantes:** El Tiempo por Testigo ... a Sevilla; Dorantes (p) Francis Posé (b), Javi Ruibal (dr, perc); Flamenco Scultura / Galileo

Was verbindet die zierliche Erika, die elegante Monica und die rundliche Gabriele? Nun, man konnte auf ihnen Tag und Nacht nach Lust und Laune herumhacken, im besten Fall sogar Nobelpreis-würdig. Spätestens 1950, als der für seinen „Sleigh Ride“ unvergessliche Leroy Anderson die Damenwelt in musikalische Dimensionen hob, war klar, „The Typewriter“ taugt für mehr als zu edler Dichtkunst. Seither haben unter anderen Erik Satie, Krysztof Penderecki und John Cage Werke für Schreibmaschine komponiert.

Doch kaum jemand gelang es bislang so überzeugend wie nun dem spanischen Ausnahmekünstler Dorantes auf seinem neuen Album „El Tiempo por Testigo ... a Sevilla“, das rhythmische Geklacker dieser mechanischen Wunderwerke derart sinnfällig in seine Musik einzubinden. Was auch deshalb so spektakulär ist, weil der 1969 in Sevilla geborene David Peña Dorantes dem Gitano-Flamenco-Uradel mit höchst illustrierter Verwandtschaft entstammt. Deren seit Kindertagen aufgesogene Sounds er jedoch mit unglaublicher Expressivität nicht etwa auf der Gitarre, sondern am Flügel in ungeahnte Dimensionen schießt.

Wobei Dorantes die Einflüsse von Claude Debussy und Jazz aller Couleur mit avantgardistischen Klangelementen und der Musik seiner andalusischen Heimat zu einer hochexplosiven Mischung verbindet. Für die rhythmische Erdung sorgen Francis Posé am Bass und der auch mit Flamenco-Perkussion zu hörende Drummer Javi Ruibal, die mühelos den verrückten Hakenschlägen des zwischen poetischen Schwelgereien und brachialem Aberwitz oszillierenden Pianisten folgen und immer wieder faszinierende Details, nicht nur bei „Y el tiempo“ samt Schreibmaschinen-Gehacktes, in die brodelnde Hexensuppe einstreuen. Dass Dorantes obendrein Humor hat, zeigt sein hier mit Kinderchor inszenierter Hit „Orobroy“, mit dem dieses Meisterwerk an der Grenze zum Kitsch ausklingt.

Sven Thielmann



Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★

**Kari Ikonen Trio:** Wind, Frost & Radiation; Kari Ikonen (p, voc), Olli Rantala (b, voc), Markku Ounaskari (dr); Ozella / Galileo

Um Johan Julius Christian Sibelius kommt kein finnischer Musiker herum, der etwas werden will. Trägt doch die einzige Musikhochschule des nordischen Landes den Namen des verehrten Nationalkomponisten, wo folglich auch Kari Ikonen eine profunde Ausbildung als Jazzpianist und Komponist erhielt. Dass der 45-jährige heute offiziell als „pianist, moogist & composer“ firmiert, verdankt sich wohl seiner Offenheit gegenüber anderen Musikkulturen, die er etwa im Afro-Pop-seligen „Trio Toffa“ am Moog-Synthesizer auslebt.

Ganz beflügelt präsentiert der vielseitige Tastenvirtuose nun mit dem nordisch inspirierten „Wind, Frost & Radiation“ das dritte Album seines Kari Ikonen Trio in klassischer Besetzung mit Piano, Bass und Schlagzeug. Dass er dort bei aller Präsenz, die sich neben flirrenden Melodiebögen auch in starken Akkord-Attacken äußert, mit nobler Dezens als Primus inter Pares agiert, ehrt ihn und gründet den Charme dieser in offenen Strukturen durchaus auch hart swingenden Formation. Welch wichtige Rolle Olli Rantala am Bass spielt, zeigt sich bereits in den ersten Takten des Openers „Harmattan“, die er freudig pulst, um wenig später (und danach immer wieder mal) seinen Tieftöner wie ein Cello klingen zu lassen. Dass er mit Kari Ikonen auf „Levoton“ obendrein Vokal-Akzente setzt, erweist sich nach anfänglicher Irritation als sinnfällige Bereicherung im abwechslungsreichen Geschehen, dem Markku Ounaskari auf fauchenden Cymbals und zwischendurch handgetrommelten Toms mächtig Drive gibt.

Ansonsten wechselt der ehemalige Drummer von Piirpauke und Pekka Pohjola ebenso lässig wie zweckdienlich zwischen subtiler Filigran-Artistik und packendem Powerplay, was die sieben erfreulich klischeefreien Tracks – darunter eine originelle Neudeutung von Aram Chatschaturjans famosem Walzer – glänzend erdet. Nach 45 Minuten ist dem ungemütlichen Plattentitel zum Trotz das Herz erwärmt – Onneksi olkoon!

Sven Thielmann



Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★

**Helga Plankensteiner | Plankton:** Lieder / Songs; Helga Plankensteiner (bs, cl, voc), Matthias Schriebl (tp, alphorn), Gerhard Gschlöbl (tb), Michael Lösch (org, p) u. a. Jazzwerkstatt

Franz Schuberts „Winterreise“ als Jazz, das hat es hier und da schon gegeben. Besondere Affinität zum Thema scheinen Musiker aus dem Alpenraum zu haben, allen voran Lia Pale mit Mathias Rüegg („Gone Too Far“, 2013; „A Winter's Journey“, 2017), und jetzt meldet sich aus Südtirol die singende Holzbläserin Helga Plankensteiner in der Sache zu Wort. Ihre Band mit dem wortspielerischen Namen Plankton rekrutiert sich aus lauter Alpenanrainern: dem Tastenmann und Arrangeur Michael Lösch aus Lana (Südtirol), dem Trompeter Matthias Schriebl (Allgäu), dem aus Niederbayern stammenden Posaunisten Gerhard Gschlöbl sowie den beiden Italienern Enrico Terragnoli und Nelide Bandello aus Verona. Ein Sextett, das mal klingt wie eine Big Band, mal wie eine Blaskapelle aus New Orleans.

Aus dem 24-teiligen „Winterreise“-Zyklus greift Plankensteiner sieben Lieder heraus und platziert mittendrin ein selbst vertontes Heine-Gedicht sowie Zarah Leanders unvergängliches „Kann denn Liebe Sünde sein“. Dieses singt sie auf Deutsch, andere, soweit nicht als Instrumentals bearbeitet, auf Englisch. Von „Der greise Kopf“, als eine Art New-Orleans-Funeral-March im ¾-Takt, bis „Der Lindenbaum“ geht's durch ein wahres Stilkaleidoskop mit jeder Menge Blues- und „dirty“ Intonation. Die Bandleaderin jubiliert auf der Klarinette, knarzt auf dem Bariton. Schriebl, unter Deutschlands Trompetern der schrägste Vogel, greift schon mal zum Alphorn und gönnt sich im Austausch mit Gschlöbl so manche Reverenz an Lester Bowie, dessen Brass Fantasy einem bei dieser Musik ohnehin zuweilen in den Sinn kommt. Wobei Hammond B3 oder Banjo mal die Funk-, mal die Dixie-Anleihen unterstreichen. Freunde des Kunstliedes wird diese „Winterreise“ nicht unbedingt beglücken, Jazzfans aber bietet sie allemal einen erfrischenden Zugang mit allerhand Spielwitz.

Berthold Klostermann



Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★☆

**Alban Darche & l'Orphicube:** The Atomic Flonflons; Alban Darche (ss, as, barit-s), Chloe Cailleton (voc), Nathalie Darche (p), Didier Ithursarry (acc), Stephane Payen (as), Olivier Laisney (tp) u. a. Yolk ([www.yolkrecords.com](http://www.yolkrecords.com))

Was ist ein flon-flon? Ein lärmiger Akkord, der ein Werk der Populärmusik zur Erleichterung aller Anwesenden beendet. „Müssen Sie Flonflons komponieren, um den Konvoi Ihrer Mätresse zu bezahlen?“ lässt Balzac in „Das Chagrinlied“ fragen. Das Gegenteil von Lärm ist die Kunst Alban Darches.

Unter einem großen Zeltdach agiert ein erstaunliches Zirkus-Sextett, mit Akkordeon und Sängerin wie aus uralter Zeit. Das Kleinformate erinnert an die Kurt-Weill-Band Ende der 1920er-Jahre im „Matrosen-Tango“. Zur Kulisse, nächtliche Straßenecke in einem Küstenort, ertönt ein Medley aus Goodman, Miller, Bolero, Latin, Bop, Cool und Musette. Mit dem Charme eines Dorforchesters, zerbeulten Hörnern, rissigem Trommelfell, irgendwo im Süden unter farbigen Glühbirnen, wo ungleiche Paare durch Dschungel, La Java und Ragtime-Reminiszenzen tanzen.

Wenn Satie doch mal was für die Machito-Band komponiert hätte: Alban Darche macht daraus den „Rhythm Song“. Auf sein solistisches Talent – quer durch die fast komplette Saxophon-Familie – hätte er gut bauen können; fast noch wichtiger aber ist ihm das Komponieren und Arrangieren, siehe „I'm A Fool To Want You“. Darches neues Sextett entsprang dem Musikerkollektiv Yolk in Nantes, über Jahre geformten Bands, die alle den Zusatz „Würfel“ (cube) im Namen tragen. Nach Le Gros Cubes Hommage an Queen („Queen Bishop“, 2013) fiel das neue Werk fragiler, artifizierter aus; spröde enthüllt es erst nach mehreren Versuchen seinen Charme. Offensichtlich hat es Darche jetzt „La Paloma“ in der version allemande angetan: „So ist das Leben, ein Kommen und Gehen, wird man es je verstehen?“ Der langsame Regen, der in „Saudade“ auf das Zeltdach prasselt, klopft zu einem letzten Sommerfest, bevor ein Ragtime unerbittlich den Herbst („Automne“) als Finale ankündigt.

Karl Lippegaus



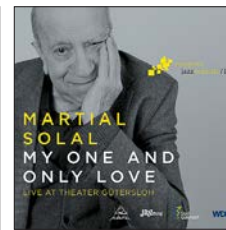
Musik  
★★  
Klang  
★★★

**Reis – Demuth – Wiltgen:** Once In A Blue Moon; Michel Reis (p), Marc Demuth (b), Paul Wiltgen; Cam Jazz

1968 war das Jahr, in dem Dorthe sang: „Oh pardon, sind Sie der Graf von Luxemburg, sind Sie der große Mann von Welt?“ Kam uns so in den Sinn, während ein weiteres Mal „Once In A Blue Moon“ mit Michel Reis lief. Kein Kurator mit Sparkassen-Sponsor wird es bereuen, für sein „Jazzfestival“ das Michel Reis Trio als Headliner ins Rennen zu schicken. Was der junge Graf den Tasten entlockt, gefällt offenbar weit über Luxemburg hinaus. Wie aus dem Baukasten von Supertramp und Elton John konstruiert Reis verdrehte kleine Melodien und spielt sie frisch-fröhlich im Trio, was den drei Luxemburgern viel Zuspruch einbringt. Bei Leuten, die vermutlich nicht mal FM-Jazz hören würden? Reis & Co. operieren auf Augenhöhe mit „einigen der Besten im Geschäft“ (some of the best in business) schreibt Brian Morton im Beiheft. Auf früheren Alben zeigte Michel Reis interessante Ansätze, bei „Once In A Blue Moon“ ist daraus bereits eine Routine geworden, bewährte Erfolgsrezepte, no Risiko und no Experiment. Gekünstelt wirkende Vorführungen x-mal eingeübter Gesten, mit der „gefühlvollen“ Ballade, dem ad nauseam „Both Sides, Now“.

Der eher forschen ersten Halbzeit wird dann ein zweiter „romantischer“ Teil angegliedert. Mit „Never Seen Again“ trägt Reis ziemlich dick auf, da wird's so rührselig, dass es fast kippt. Kleine Wellen auf dem Schlossteich simuliert das Klavier, eine „Sacred Conversation“ mit Wetterumschwung ankündigend. In „A Day In The Village“ zwinkert man Mehldau zu, allen wird es klar. Worauf wir dann noch zu „Dante“ schlendern, auf einen doppelten Espresso statt zum Dichter des Infernos. Mit „Sunrise In Juba“ erleben wir in der Schlusszene den Grafen mit seinen beiden Dienern lächelnd aufbrechen zu neuen Ufern.

Karl Lippegaus



Musik  
★★★★  
Klang  
★★★★

**Martial Solal:** My One and Only Love; Martial Solal (p) Intuition / in-akustik

90 Jahre und höchst aktiv auf der Bühne. Der Mann kann nicht anders. Wie dieser Live-Mitschnitt zeigt, ist Martial Solal nach über sechs Jahrzehnten auf den Podien der Welt noch stets für Witz und Augenzwinkern, für kleine Überraschungen und unerwartete Wendungen gut, ob er nun Evergreens aus dem American Songbook spielt oder Stücke aus eigener Feder. Immerhin ist der in Algier geborene Grandseigneur des französischen Jazzklaviers ja ein gestandener Komponist: Zu Beginn seiner Karriere reüssierte er mit dem Soundtrack für Jean-Luc Godards „Außer Atem“ (1959) als Filmmusikschreiber; mit Klavieretüden, einem Klavierkonzert und einer Suite legte er später auch größere Werke vor. Drei Monate nach seinem runden Geburtstag gastierte er in der vom WDR aufgezeichneten Reihe „European Jazz Legends“ im Theater Gütersloh – und beschränkte dieser zu ihrem Ausklang noch ein Glanzlicht in Sachen Jazzimprovisation.

Nur zwei eigene Nummern streut er hier unters Programm, umso ausgiebiger blättert er im amerikanischen Liederbuch – mit kleinem Schlenker über Mozarts „Türkischen Marsch“ und zwei Improvisationen über das Kinderlied „Frère Jacques“, das bei ihm „Sir Jack“ heißt. Martial Solal habe es nie zuvor gespielt, sagt er, und allein diese beiden Versionen zeigen ihn als Improvisator, der vor Ideen nur so sprüht. Er dreht und wendet Melodie und Harmonien, vollführt einen Parforceritt durch die Stile, winkt zitatenreich und mit Schalk im Nacken der Musikgeschichte zu (z. B. Beethovens „5.“) und hat schon im nächsten Moment weitere Ideen auf Lager. Nicht anders bei den Standards, alten Geschichten, die immer neu, immer anders erzählt werden können, und darin ist Martial ein Meister. Da wird man nicht müde, selbst „olle Kamellen“ zu hören, ob sie nun „Night And Day“ heißen, „All The Things You Are“ oder „Tea For Two“. Sehr schön auch: das Ellington-Medley.

Berthold Klostermann